
Johnson-Jahrbuch

Band 5/1998

Herausgegeben von
Ulrich Fries und Holger Helbig

Vandenhoeck & Ruprecht

Redaktion: Holger Helbig

Umschlagbild: Andreas Lemberg, Uwe Johnson X, Öl auf Leinwand

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Johnson-Jahrbuch. –

Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.

Erscheint jährl. – Aufnahme nach Bd. 1. 1994

ISSN 0945-9227

Bd. 1. 1994 –

ISBN 3-525-20904-5

© 1998, Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen. – Printed in Germany.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk einschließlich seiner Teile ist urheber-

rechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des

Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und

strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikro-

verfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen

Systemen.

Satz: Competext, Heidenrod

Druck und Bindung: Hubert & Co., Göttingen

Ingeborg Gerlach

Hünemörder und andere

Rundgespräch und Kollektivsubjekt
in Jerichow und anderswo

Vorbemerkung

Einige Passagen in den *Jahrestagen*,¹ insbesondere JT, 160,4ff. und JT, 409,15ff., lösen bei der ersten Lektüre Irritationen aus: Wer spricht hier? Offenbar eine Vielzahl von nicht näher genannten Personen, von denen in der erstgenannten Passage lediglich Amanda Williams und später Gesine Cresspahl auszumachen sind; in der zweiten fällt nur einmal der Name eines Gesprächsteilnehmers, der des Jerichower Bürgers Hünemörder, einer Randfigur des Romans. Die Leser werden die beiden Passagen lokal wie temporal einordnen können: Im ersten Fall sind die Gesprächsteilnehmer Mitarbeiter der Bank, in der Gesine arbeitet; das Datum ist das des Tageseintrags. Im zweiten Fall handelt es sich um Bewohner von Jerichow, und die Zeit erstreckt sich auf den Zeitraum von Ende 1933 bis Mitte 1934. Doch diese erschließbaren Fakten sind zu ungenau, um dem Informationsbedürfnis des Lesers zu genügen, und er wird sich vom *Kommentar* zu den *Jahrestagen*, wenn dieser ihm dereinst vorliegt, einen erklärenden Hinweis erhoffen, der ihm dort aber vorenthalten bleiben wird.

Der Grund für solche Abstinenz ist in der Tatsache zu suchen, daß auf der rein faktischen Ebene keine weiteren Erläuterungen möglich

1 Johnson, Uwe: *Jahrestage*. Aus dem Leben von Gesine Cresspahl, Bd. I-IV, Frankfurt am Main 1970–1983. Für die genauere Angabe der Rundgesprächspassagen wurde die Kennzeichnung aus dem *Kommentar* übernommen: Seitenzahl, Zeilenzahl.

sind; jede ›Erklärung‹ dieser zunächst befremdlich anmutenden Passagen kann nur interpretierender Art sein und muß sowohl erzähltechnische wie auch deutende (z.T. auch wertende) Elemente enthalten. Da diese jedoch nicht Bestandteil des *Kommentars* sein können, soll an dieser Stelle der Versuch gemacht werden, das Befremdliche dieser Passagen (denen im Verlauf des Romans noch weitere folgen) aufzuklären und sie so besser verständlich zu machen.

Johnson hat hier eine spezielle Erzählform geschaffen, die im folgenden Rundgespräch genannt werden soll. Sie erfüllt eine bestimmte Funktion: In den Rundgesprächen wird einem Kollektivsubjekt (es mag die Abteilung Foreign Sales in Gesines Bank sein oder die kleine Stadt Jerichow) Sprache verliehen. Nicht Individuen reden, wie es beispielsweise in den Romanen Theodor Fontanes oder Thomas Manns der Fall ist. Hier kommt ein Totum zu Wort, und zwar als kommunizierende Gemeinschaft. Das Thema der Gespräche, die in diesen Passagen geführt werden, ist das Verhältnis des Totums zu einem bestimmten Individuum, zu Gesine oder zu Heinrich Cresspahl. Da das Verhältnis sich im Laufe der Zeit verändert (bei Cresspahl handelt es sich um Jahre, in denen er in Jerichow lebt, bei Gesine nur um die zwölf Monate, die ihr zugeteilt sind), finden immer wieder Rundgespräche statt, in denen die Relationen neu definiert werden. Unter erzählerischem Aspekt kann den Rundgesprächen daher ein reihenbildender Charakter zugesprochen werden.

Die Rundgespräche sind Gespräche *über jemanden*. Doch da jede Aussage auch Selbstaussage ist, geben die Gesprächsteilnehmer, vor allem die Jerichower, hier viel von sich preis; sie decouvrieren sich und den höchst fragwürdigen Charakter ihrer Gemeinschaft.²

Das erste Rundgespräch ist formal recht einfach aufgebaut; es beschränkt sich auf die direkte Wiedergabe von Gesprächen oder Gesprächsätzen ohne Zwischenschaltung eines Kommentars. In der zweiten Passage dagegen, in der beim Leser die Kenntnis des Prinzips erwartet wer-

2 Der ideologisch nicht unbelastete Terminus »Gemeinschaft« wird hier bewußt gewählt. Es ist nicht die Gesellschaft New Yorks, die von Johnson zum Sprechen gebracht wird, sondern ein kleiner, durch gemeinsame Arbeit aufeinander bezogener Personenkreis; daß er den positiven Erwartungen, die mit dem Begriff »Gemeinschaft« verknüpft werden, nicht genügen kann, erweist sich bald. Noch stärker ist der Desillusionierungseffekt in Hinsicht auf das vorindustrielle Jerichow, die scheinbar intakte Lebenswelt. Johnson entfaltet bei dieser Gelegenheit seinen bittersten Sarkasmus. Der Leser ahnt, daß hier eine offene Rechnung beglichen wird (vgl. Johnson, Uwe: Begleitumstände. Frankfurter Vorlesungen, Frankfurt am Main, S. 31f.).

den kann, ist die Erzählstruktur wesentlich komplexer. Ein Erzähler tritt auf, der die Diskussionsbeiträge koordiniert und zu einem Fließtext zusammenfügt. In den folgenden Passagen finden sich vielfältige Gestaltungsformen des Rundgesprächs, die jeweils im einzelnen kommentiert werden. Die leitende Frage ist hierbei, wie sich ein Kollektivsubjekt sprachlich konstituiert, d.h. welche Rolle jeweils Erzähler (wenn vorhanden) und »zum Sprechen gebrachte« Personen spielen und in welchem Verhältnis sie zueinander stehen.

I. Rundgespräch in der Abteilung Foreign Sales (JT, 160,4-162,29)

- Mrs. Cresspahl ist nicht in ihrem Büro.
- Die Polizei hat jetzt zwei Verdächtige.
- Ach die von der Linda Fitzpatrick.
- Die sollen eine Party mit L.S.D. in dem Keller gemacht haben.
- Mir wär lieber, der Verdächtige wär nicht Neger.
- Ach wissen sie, da unten an der Avenue B.
- Sie hatte alles: sagt die New York Times.
- Tochter eines Gewürzimporteurs in Greenwich, ein Haus mit 30 Zimmern zu 155 000 Dollar, Schwimmbad, Reitpferde, Privatschule. Wenn das nicht hilft.
- Mrs. Cresspahl ist nicht in ihrem Büro. Soll ich was ausrichten. (JT, 160)

Ratlos nimmt der Leser der *Jahrestage* den Tageseintrag vom 10. Oktober 1967 zur Kenntnis. Ein Wirrwarr von Gesprächsfetzen wird ihm kommentarlos dargeboten. Wer sich mit wem unterhält, läßt sich zunächst nicht ausmachen. Offensichtlich laufen verschiedene Gespräche, teils über Telefon, teils direkt geführt, nebeneinander her. Refrainartig wird die stereotype Auskunft hörbar, daß Mrs. Cresspahl nicht in ihrem Büro sei. Die Sprecherin entpuppt sich als Amanda, und aus der Aufforderung, Gesine solle ins Büro Griechenland kommen, läßt sich der Schluß ziehen, daß die Abteilung Foreign Sales in der Bank, also Gesines Arbeitsplatz, der Ort des Geschehens ist. Die Zeit der Handlung: eine halbe Stunde, während der Gesine abwesend ist. Wo sie war, erfährt man am Schluß: beim Vizepräsidenten, sie hat eine Gehaltserhöhung bekommen.

Vorgeführt wird die Abteilung Foreign Sales als »Kommunikationsgemeinschaft«. Es sind zerstreute, oft eher beiläufige Gespräche, bisweilen abbrechend oder unterbrochen, die hier geführt werden. Was sie von traditionellen Dialogpartien trennt, ist die Tatsache, daß die Gesprächsteilnehmer hier nicht als Individuen oder wenigstens als fest um-

rissene Charaktere auftreten. Was die Dialogpartner sagen, ist nicht typisch für den Sprecher selbst, sondern für die hier herrschende Atmosphäre: Solche Menschen arbeiten hier, so geht man miteinander um.

An Gesine sind die anderen Gesprächsteilnehmer vor allem deshalb interessiert, weil sie regelmäßig die *New York Times* liest; man erwartet von ihr, daß sie über das Tagesgeschehen, insbesondere über die politischen Ereignisse informiert ist.

Was weiß man in der Abteilung Foreign Sales sonst noch über sie? Ob sie Deutsche ist oder Dänin, interessiert die Anrufenden wenig. Immerhin ist bekannt, daß sie gelegentlich Sonderaufträge für den Vizepräsidenten erledigt. Und schließlich weiß man ihr nachzurühmen, daß sie über ein »[glanz annehmbares Gestell« verfügt, was sie zumindest für einen der Anrufer zum Objekt der Begierde macht: »Ne Dänin hab ich noch gar nicht in meiner Sammlung« (JT, 162).

Ansonsten bleibt Gesine eine nahezu unbekannte Größe³ innerhalb dieser quirligen Gesellschaft, deren Interesse nur kurz aufflackert und dann wieder erlischt. Man macht sich kein »Bild« von ihr, es gibt keinen bestimmten Platz in dieser Gesellschaft, den nur sie einnimmt.

Für Gesine bedeutet der immerhin halbstündige Besuch beim Vizepräsidenten einen Einschnitt in ihrer Tätigkeit: Obwohl sie selbst keinerlei Auskunft gibt über ihr Gespräch mit de Rosny, darf vermutet werden, daß an diesem Tag ihre Prager Mission in die Wege geleitet wurde. Die Party, die am selbem Abend nach Dienstscluß in ihrem Büro stattfindet, wird sie, ähnlich wie die Partys bei der Gräfin Seydlitz (vgl. JT, 873ff.), fast wortlos absolvieren. Die Mitarbeiter von Foreign Sales werden sie hinterher nicht besser kennen als zuvor. Und wenn sie einige Zeit später aus dem 11. ins 16. Stockwerk »verpflanzt« werden wird, wird sie vollkommen »unkennlich«⁴ sein. Ihre jetzigen Mitarbeiter werden sich dann so wenig an sie erinnern wie ihre dortigen Kollegen, wenn sie eines Tages verschwunden ist.

II. Cresspahls Ankunft in Jerichow (JT, 409,15-414,8)

In Jerichow hieß es schon im Dezember 1933, dieser Cresspahl sei ein sturer Hund.

3 »– Was ist denn der Mann?

– Da bin ich überfragt«,

heißt es bezeichnenderweise an einer Stelle des Gesprächs (JT, 161).

4 Vgl. den Abschnitt *Gesine wird »unkennlich«*.

Hatte der sich doch gleich nach seiner Ankunft aus England verzogen aus den Augen von Jerichow auf das Grundstück, das er dem alten Papenbrock aus den Knochen geleierte hatte, und baute an seiner Scheune. Kam in aller Morgenfrühe aus Papenbrocks Haus, war kurze Zeit auf dem Marktplatz zu sehen und verschwunden. Denn er wandte sich nicht auf die Stadtstraße, die nun Adolf Hitler-Straße hieß, sondern machte den Umweg an der Schule vorbei und ging durch die Bäk bis ans Ende und dann auf dem Ziegeleiweg wieder zurück. Keinen Abend mehr kam der in Wulffs Krug, auf dem Markt ließ der sich nicht anhalten, und es war gar nicht ausgemacht, was der so dachte.

Es hieß, daß die Cresspahlsche Ehe am Ende doch nicht der Maßen Hand und Handschuh war. Denn kaum hatte der Mann seine Scheune winddicht, fing der an, da zu schlafen, und seine Frau lag bei Papenbrock unter dem Dach. Andererseits sagten sie, das täten sie auch, wenn man ihnen in einer stillen Nacht die Werkzeuge geklaut hätte wie Cresspahl. Wollten sie wohl sagen.

Darum sagten andere, man müsse doch bloß hinsehen. Sieh dir das an, wie Lisbeth jeden Mittag um zwölf aus Papenbrocks Tür kommt mit dem zugedeckten Henkelkorb und ihn wie ein Dienstmädchen durch die Stadtstraße, na, die Adolf Hitler-Straße trägt. Ist doch wahr, kann sie Edith machen lassen. Tut sie aber nicht, will dem Mann beim Essen zusehen, gehört sich auch so für eine Ehefrau. (JT, 409f.)

Auch hier wird von einer unbestimmten Anzahl von Teilnehmern ein Rundgespräch geführt. Aber im Gegensatz zum halbstündigen Kommunikationsaustausch in der Bank handelt es sich um eine sich über Monate erstreckende Diskussion über das Thema Cresspahl, an der sich »ganz Jerichow« beteiligt. Genausowenig wie beim Rundgespräch in der Abteilung Foreign Sales sind die Gesprächsteilnehmer als Individuen gezeichnet. Hier kann nicht die Flüchtigkeit der »Momentaufnahme« dafür verantwortlich gemacht werden; vielmehr tritt die Absicht des Autors deutlich hervor: Er will das Psychogramm Jerichows – das zugleich ein Soziogramm ist – zeichnen. Er will zeigen: So denkt und fühlt »man« in Jerichow. Wohl gibt es Differenzierungen, es werden Diskussionen über Heinrich Cresspahl und seine Ehe mit Lisbeth geführt, aber letztlich ist man darauf bedacht, eine Gruppenmeinung herauszubilden.

Bisher hatten die Jerichower Cresspahl nur als einen betrachtet, der sich auf der Durchreise befand; jetzt müssen sie sich mit ihm auseinandersetzen. Und auch er ist nun mit Jerichow konfrontiert, das er bisher nur als einen Ort angesehen hatte, den Lisbeth ihm zuliebe aufgeben müsse.

Es sind zahlreiche Gespräche zu verschiedenen Zeiten und mit unterschiedlichen Teilnehmern, die hier erzählerisch zu einer Ganzheit zusammengeführt werden. Während der small talk in der Bank aus

ungefilterten Gesprächsfetzen besteht, die ohne jeden Erzählerkommentar aneinandergereiht werden, trifft der Erzähler die Auswahl dessen, was in den Text integriert werden soll; er montiert und ordnet die verschiedenen Argumente, die in Sachen Cresspahl vorgebracht werden, zu einem Fließtext, der am Ende zu einem ›Resultat‹ führt.

Die Überformung der Gespräche durch den Erzähler ist evident. Sie wird spürbar in den deklarativen Einschüben wie »hieß es« oder »sagten andere«, mit denen er seine Wiedergabe von Gesprächen zunächst im referierenden Konjunktiv einleitet. Dann geht der Text in die erlebte Rede über, in der die Äußerungen und Meinungen der Jerichower dem Leser zu Ohren gebracht werden. Cum grano salis läßt sich sagen, daß Johnson in dieser Passage und einigen anderen, die im folgenden noch betrachtet werden sollen, ›Jerichow‹ sprachlich konstituiert. In der Sprache, genauer: in der erlebten Rede, gewinnt das Kollektivsubjekt Jerichow Gestalt. Es erscheint als Kommunikationsgemeinschaft, die sich um Urteilsbildung bemüht, so subjektiv gefärbt diese auch immer sein mag.

Indirekt fällt durch die Sprache ein bezeichnendes Licht auf die Jerichower: In ihren Reden geben sie mehr von sich preis, als ihnen bewußt sein mag. Dieses Kollektivsubjekt Jerichow verfügt über ein kollektives Gedächtnis und, nicht weniger wichtig, über die Fähigkeit zur kollektiven Verdrängung. Neben diesem in der Sprache sich äußernden Jerichow gibt es als komplementäre Ergänzung noch ein anderes, das sich in nichtverbalen Aktionen aggressiver Natur ergeht, was Cresspahl deutlich zu spüren bekommt.

Verglichen mit den New Yorker Verhältnissen ist die soziale Kontrolle in Jerichow ungleich größer. Während Gesine dort in verschiedenen Sphären lebt (als Privatperson mit ihrer Tochter, als Konsumentin, als Verkehrsteilnehmerin usw.), kennt Jerichow nur die undifferenzierte Lebenswelt, in der Privates und Geschäftliches fast nahtlos ineinander übergehen. Niemand schlüpft in unterschiedliche Rollen (Mine Köpcke ist die »Firma Köpcke« usw.). Cresspahl besäße gerne seinen festen Platz in dieser Gesellschaft, doch noch ist seine Identität in den Augen von Jerichow äußerst diffus, so daß er nicht weiß, ob man ihm seinen Englandaufenthalt oder seine durch Heirat entstandene Verwandtschaft mit der Papenbrockschen Sippe verübelt, wenn das »stumme« Jerichow ihm die Scheiben einwirft oder nachts seine Werkzeuge entwendet.

Cresspahl reagiert auf seine Weise, nämlich mit der in dieser Passage immer wieder hervorgehobenen Sturheit. Zum einen bleibt er weitgehend unsichtbar, um möglichst wenig Angriffsfläche zu bieten, zum anderen verschanzt er sich vor der feindlichen Welt von Jerichow mit Zäu-

nen und Stacheldraht. Er sperrt sich ein (oder aus) gegenüber der Stadt; später wird die sowjetische Kommandantura das ihre tun, um ihn vollends zu isolieren.

Heimlich, auf Umwegen, kommt er in sein Anwesen. Daß er sich versteckt, dürfte jedoch nicht nur in der feindlichen Haltung der Stadtbewohner begründet sein: Es ist ein faschistisches Jerichow, in dem er leben muß, und er weiß, daß er besser nicht hergekommen wäre. Zwar sind die Einwohner in ihrer Mehrzahl keine überzeugten Nationalsozialisten; sie passen sich nur an, zumindest oberflächlich. Die neuen Sprachregelungen akzeptieren sie nach außen hin, nicht ohne dem Gesprächspartner zu signalisieren, daß sie es eigentlich anders meinen. Zu eifertig verweisen sie darauf, daß die Redewendung von den »aasigen Zeiten« ausschließlich wirtschaftlich gemeint sei. Neckisch stolpern sie über die neu benannte Adolf Hitler-Straße und geben so zu verstehen, daß für sie die Hauptstraße von Jerichow immer die »Stadtstraße« bleiben wird, die Regierungen mögen kommen und gehen. Den Beleg dafür erhält Gerd Schumann, der SED-Landrat des Kreises Gneez, als er im Spätherbst 1946 Jerichow besucht und die Hauptstraße keinesfalls nach dem Generalissimus Stalin benannt findet. Vielmehr haben die Jerichower das alte Straßenschild, das sie 1933 entfernen mußten, bis Kriegsende sorgfältig aufbewahrt und dann wieder an seiner früheren Stelle angebracht (vgl. JT, 1410). Dahinter steht die Überzeugung von der unverrückbaren Dauerhaftigkeit des Kleinbürgertums – ein Faktum, das zwei unterschiedliche Gesellschaftssysteme bestätigen werden.

Die Jerichower akzeptieren auch Friedrich Jansen, den neuen NS-Bürgermeister, obwohl sie heimlich über diesen infantil gebliebenen Menschen spotten. Sie haben ihn genommen wegen seines geachteten bürgerlichen Vaters, und sie glauben, daß man ihnen noch Dank schulde für ihre Großzügigkeit. Das Gefährliche dieses Menschen wie des gesamten Systems wollen sie nicht erkennen.

Fast gleichzeitig, aber noch heimlicher als Cresspahl ist Kliefoth nach Jerichow gekommen; die Einwohner registrieren ihn nur beiläufig. Er hat sich aus Berlin, das ihm wohl zu exponiert erschien, in die tiefste Provinz versetzen lassen. Auch für ihn wäre England der bessere Ort gewesen, aber ihm klebt »Kleie am Fuß«, und wenn er auch nicht ins heimatliche Malchow zurückkehrt, so kommt er doch nach Jerichow, von dessen sprichwörtlicher Unbedeutendheit er sich vielleicht einen gewissen Schutz verspricht.

Man erfährt wenig über sein bisheriges Leben, doch weiß der Nachlaßband *Heute neunzig Jahr* davon zu berichten, daß Leutnant Kliefoth

1920 gegen ein mit Hakenkreuzen verziertes Kriegerdenkmal in seiner Heimatstadt protestiert habe.⁵ Mag sein, daß er deswegen in Malchow auf einer schwarzen oder braunen Liste stand, die an der Rückkehr dorthin hinderte.

Wenn auch die Wege Cresspahls und Kliefoths, die sich später enger berühren werden, jetzt noch völlig getrennt verlaufen (der Studienrat bestellt seinen neuen Bücherschrank vorläufig nicht beim ortsansässigen Tischler), so ist es doch Kliefoth, der auf indirektem Wege den ersten Schritt zur ›Einbürgerung‹ Cresspahls tut. Kliefoth führt sich an seinem neuen Wirkungsort auf die für ihn später typische Weise ein: Er ›arisiert‹ den Dorfschullehrer Ottje Stoffregen. Cresspahls einstiger ›Konkurrent‹ wird damit zwar der beruflichen Schwierigkeiten wegen seiner Abstammung enthoben; daß ihm Kliefoth aber einen Bärenienst erwiesen hat, zeigt der heimliche Spott der Jerichower Kommunikationsgemeinschaft: »Lisbeth Platzregen«, zu diesem Ergebnis kommt die Runde, sei kein Name, den man einer Lisbeth Papenbrock hätte zumuten können. Und die logische Konsequenz aus dieser Einsicht lautet: »Es is ganz gut, daß sie diesen Cresspahl genommen hat. Lisbeth Cresspahl, das is so weit gut und richtig« (JT, 414). So kommt Cresspahl ›auf Umwegen‹ nach Jerichow und wird als Lisbeths Mann akzeptiert.

Mit dem ›Rundgespräch‹ hat Johnson eine spezifische literarische Form kreiert, von der er im folgenden mehrfach Gebrauch macht, wenn es darum geht, das diffizile Verhältnis zwischen Cresspahl und den Jerichowern zu beschreiben. Jerichow als Totum manifestiert sich in Gestalt von Gesprächen, Äußerungen, Erwägungen, Repliken seiner Bürger, die zu einem – nicht immer widerspruchsfreien – Meinungsbild zusammengefaßt werden.

Fragt man nach dem Modus der Erzählung,⁶ so ist festzustellen, daß die Passage anfangs stärker diegetischen, gegen Ende dann mehr mimetischen Charakter besitzt. Der Erzähler stellt Argumente aneinander, die für oder gegen die Haltbarkeit der Cresspahlschen Ehe vorgebracht werden. Wenn auch bisweilen schon sprachliche Eigentümlichkeiten der Jerichower, vor allem eine gewisse Annäherung an die niederdeutsche Umgangssprache, hörbar werden, so bleibt zunächst noch die Distanz gebietende Stimme des Erzählers dominierend.

5 Vgl. Johnson, Uwe: Heute Neunzig Jahr, hg. von Norbert Mecklenburg, Frankfurt am Main 1996, S. 47.

6 Zur Terminologie vgl. Genette, Gérard: Die Erzählung. München 1994, Kap. 4 (S. 115ff.).

Die Perspektive⁷ jedoch ist die der Jerichower. Sie beobachten und beurteilen Cresspahls Verhalten; der Erzähler gibt kein eigenes Urteil ab, sondern referiert lediglich ihre Reden, wobei er ihnen zunehmend mehr ›Raum‹ gibt, wenn nämlich ihr Idiom an die Stelle des seinen tritt. Aus der erlebten Rede, in der er ihre Gespräche zunächst wiedergibt, wird mehr und mehr die direkte: Er tritt zurück zugunsten einer (nach wie vor referierten) mimetisch gestalteten Szenerie, die aus der bisherigen Aneinanderreihung von Argumenten pro und contra Cresspahl definitiv einen Dialog macht, der scheinbar vom Hundertsten ins Tausendste kommt.⁸

War es möglich, daß ein studierter Tierarzt mit anfaßte bei Cresspahls Bauarbeiten? Das war doch nicht möglich! Aber Cresspahl hatte in das zum Weg gelegene Tor eine neue Tür gesetzt, handfest wie für eine Kirche, da brach das härteste Messer ab, und das Licht hatte er sich hereingeholt durch die Ausglasung des südlichen Tors, wo eben ein Spaziergänger schon auffiel und nach seiner Bewandnis gefragt wurde. Das muß ja nicht sein, das war ja nun unangenehm. Und es waren ja nun zwei die da standen und Einen groß ansahen, Cresspahl und Artur⁹ Semig. (JT, 410)

Die Sichtweise in dieser Passage ist die der Einheimischen, die liebend gern einen ›illegalen‹ Besuch bei ihrem neuen Mitbürger gemacht hätten. Verräterisch ist der Hinweis auf die harten Türen, die jedem Messer widerstehen, aber noch verräterischer ist die Tatsache, daß man im vertrauten Kreis ungeniert solche Andeutungen macht. Die Jerichower entlarven sich selbst, man braucht sie gleichsam nur reden zu lassen.

Mit dem Übergang vom perpetuierenden Gespräch zu dem im Jetzt und Hier geführten wird schließlich die Gegenwart, der Frühsommer 1934, erreicht. Dieses Gespräch, das vermutlich mit dem letzten deklamierenden Einsprengsel (»Und es hieß ...«, JT, 412) einsetzt, hat ›definitiven‹ Charakter, nicht nur, weil kurz zuvor über Cresspahl gesagt worden war: »Jetzt ist er da« (ebd.), sondern weil er in gewisser Weise auch ›akzeptiert‹ worden ist. Jetzt findet sich auch zumindest der Name eines

7 Zur Perspektive vgl. ebd., S. 132 ff.

8 Genette verweist (ebd., S. 118f.) darauf, daß Informationsquantum und Anwesenheit des Informanten sich umgekehrt proportional zueinander verhalten, wobei die Mimesis durch das Informationsmaximum, die Diegesis durch das umgekehrte Verhältnis definiert sei. – Die Passage tendiert gegen Ende stärker zur Mimesis, was durch das Zurücktreten des Erzählers zugunsten der Jerichower gefördert wird.

9 In der Ausgabe der *Jahrestage* von 1970 an dieser Stelle noch so geschrieben; in späteren Ausgaben vereinheitlicht zu »Arthur«.

Gesprächsteilnehmers, der Hünemörder; ob er es ist, dessen beharrliches *ceterum censeo*, Cresspahl sei ein sturer Hund, das Rundgespräch durchzieht, ist nicht auszumachen.

Zwar dürfte das abschließende »So hieß es, und so wurde gesagt«, nachdem Lisbeths Ehe mit Cresspahl gutgeheißen worden war, als eine Rückmeldung des mittlerweile in den Hintergrund getretenen Erzählers zu deuten sein, der analog zu den anfänglichen Formulierungen noch einmal das Wort ergreift. Aber die fast feierliche Formulierung nimmt den Charakter einer Bekräftigung an, und sofern der Leser über den weiteren Gang der Ereignisse informiert ist, wird er die bittere Ironie nicht verkennen, die in diesen Worten liegt, denn nichts ist gut und richtig in Lisbeths und Cresspahls Ehe.

III. Weihnachten 1936 (JT, 504,6-508,34)

Zweieinhalb Jahre später wird erneut eine Bilanz des Verhältnisses der Jerichower zur Familie Cresspahl gezogen. Im Mittelpunkt der Betrachtung steht allerdings Lisbeth, bei welcher der Jerichower Volksmund schon bei früherer Gelegenheit das Ausbleiben weiterer Kinder moniert hatte: »Jetzt war es 1935, und die hatten immer noch nicht das zweite Kind, und nicht ein drittes. Das war Lisbeth Papenbrock gar nicht anzu-sehen gewesen.« (JT, 475)

Nun wird sie vom Erzähler (bzw. der Erzählerin Gesine) als bereits vom Tod überschattet dargestellt: »Zu Weihnachten 1936 war meine Mutter noch nicht tot. Noch Weihnachten 1937 war Lisbeth Cresspahl am Leben.« (JT, 504)

Der zweite Satz objektiviert die zunächst als sehr persönlich angesprochene Beziehung zwischen Lisbeth und der Erzählerin und läßt die Tatsache des bevorstehenden Todes noch deutlicher hervortreten: Weihnachten 1938 wird sie nicht mehr am Leben sein.

In dieser Passage manifestiert sich das kollektive Gedächtnis der Stadt: ›Ganz Jerichow‹ erinnert sich an den ersten Besuch der Familie Papenbrock im Jahre 1922 in der kleinen Ostseestadt. Der Leser erkennt, wie effektiv die soziale Kontrolle am Ort funktioniert und wie minutiös über Neuan-kömmlinge ›Buch geführt‹ wird, selbst dann, wenn längst nicht ausge-macht ist, daß sie bleiben werden.

Lisbeth wird eingeordnet als Mitglied des Papenbrock-Clans, über den es hier wenig Rühmliches zu berichten gibt. Der Kommunika-tionsgemeinschaft bleiben Papenbrocks Geschäfte, insbesondere seine

Inflationsgewinne von 1923, nicht verborgen. Trotzdem (oder gerade deswegen) arriviert der so überaus tüchtige Geschäftsmann zum ›König von Jerichow‹, nach dessen Pfeife die ganze Stadt künftig tanzt. Die Jerichower registrieren die Diskrepanz zwischen seinem äußerlich jovialen Wesen und seinem knallharten Geschäftssinn, sie durchschauen die frömmelerische Louise und den unter der Fuchtel des Vaters stehenden Sohn Horst, über den ihr abfälliges Urteil bald feststeht (es wird in einer späteren Passage revidiert werden). Die Töchter schneiden besser ab, am besten Lisbeth.

Nun hat der Nimbus des alten Papenbrock erstmals einen Riß erhalten, weil er seiner Tochter Lisbeth einen falschen Rat gegeben hatte, als er sie im Lande hielt. Sie ist krank, und der Eintrag des nächsten Tages berichtet von ihrer Abtreibung und ihrem Selbstmordversuch.

Der Exkurs in die Vergangenheit ist in erlebter Rede gehalten, und stärker als in der vorigen Passage behält der Erzähler die Oberhand gegenüber den Stimmen der Jerichower. Die mimetischen Tendenzen, die in der vorigen Passage vor allem gegen Ende überwogen, werden zugunsten einer diegetischen Beschreibung zurückgedrängt, wobei anzumerken ist, daß es sich hier nicht so sehr um die Wiedergabe von perpetuierenden Gesprächen handelt, als um die Beschreibung eines Vorgangs, nämlich wie Papenbrock zum ungekrönten König in Jerichow wurde:

Zwei Tage später, der Palast der Lassewitz stand da wie ein verwünschtes Prachthotel so leer, kamen die Bewohner, die Familie Papenbrock im Auto, die Dienerschaft auf der Eisenbahn und der Haushalt in einem Möbelwagen aus Waren an der Müritz. (JT, 506)

Nur sehr selten kommen die Jerichower direkt zu Wort, etwa in der eingestreuten Bemerkung über Papenbrocks Vergangenheit: »Na, Hauptmann. Ståtsch.« (JT, 504) Daß es durchgängig ihre Sicht ist, die beibehalten wird, zeigt das einleitende »Uns' Lisbeth«. Wie die Jerichower ihr diesen Namen gaben, hält der Erzähler in einer Bemerkung fest, die er zitiert: »Wardt wi woll Lisbeth seggn« (JT, 505). Aber ist es wirklich die Rede der Jerichower, die hier referiert wird? Sind es nicht eher die Gedanken, die der Erzähler ihnen als eine Art Überlegung zuschiebt? Wie wenig er die Zügel in dieser Passage aus der Hand zu geben bereit ist, zeigt die Fortführung des Satzes, die mit seiner Stimme gesprochen wird: »und damals auch noch ins Gesicht« (ebd.).

Erst gegen Ende der Passage weicht die weitgehend eingehaltene Diegese einer ›breiteren‹ Darstellung, die es erlaubt, diese Partie zeitlich

festzulegen auf den Weihnachtabend 1936, als die Bürger nach dem Gottesdienst die Kirche verlassen:

Ihr ist immer alles so anzusehen gewesen. Heut magst sie gar nicht ansehen. Verkniffen. Vertückscht. Nein, vertückscht nicht; als ob sie eingesperrt wäre. (JT, 508)

Der Erzähler, der bisher die Erfahrungen der Jerichower mit der Familie Papenbrock referierte, tritt hier auffällig zurück. Doch in den Schlußsätzen der Passage ist er wieder stärker präsent; seine Stimme ist es, die die abschließenden Fragen formuliert, auch wenn sie nach wie vor die Sicht der Jerichower (erkennlich an der Formulierung »Uns' Lisbeth«) beibehalten:

Wie kann Papenbrock einmal nicht mehr weiter wissen?
Kann das sein, daß Papenbrock einmal uns' Lisbeth zu etwas Falschem gebracht hat? (ebd.)

IV. Cresspahl, der Engländer (JT, 529,22-533,22)

Für das Jahr 1937 wird erneut das Verhältnis zwischen Cresspahl und den Jerichowern einer genaueren Betrachtung unterzogen. Der Erzähler thematisiert diesen Sachverhalt in einem kurzen Vorspann (JT, 529,18-21), bevor das eigentliche Rundgespräch beginnt:

1937 war Cresspahl immer noch nicht sicher, wer er denn war in der kleinen Stadt Jerichow, wen er denn vorstellte für die anderen Einwohner, inzwischen zweitausendvierhundertneunzig an der Zahl. (JT, 529)

Auffällig ist in dieser Passage, daß sie nicht konsequent aus der Perspektive der Jerichower dargestellt wird, sondern auch aus der Cresspahls. Schon der Vorspann macht deutlich, daß hier primär seine Probleme mit den Jerichowern zur Sprache kommen. Er gelte nicht als Judenfreund, betont der Erzähler und führt die entlastenden Argumente der Jerichower für Cresspahls »eigensinnigen« Umgang mit Arthur Semig an:

Das ließ sich nehmen als Eigensinn, daß Cresspahl mehrere Male in der Woche hielt vor Dr. Semigs stattlicher Villa an der Bäk von Jerichow und in Körben etwas hineintrug, dann aber länger im Haus blieb, als für eine bloße Ablieferung von Obst oder Wildbret nötig war. Womöglich tat er das Dora Semig zuliebe, der geborenen Köster, die so wenig »unarischn« war wie er. Und, auch bei Lichte besehen, Arthur Semig war nur *ein* Jude. Es mochte ja sein, daß Einer das in England so lernte, mit Juden umzugehen, als wären das auch Freunde.
»Der Engländer« hieß Cresspahl in Jerichow. (JT, 529f.)

Daß diese Einstufung »nicht im bösen« (JT, 532) geschehe, betont der Erzähler an anderer Stelle. In der Passage, die Cresspahls Einzug in Jerichow thematisiert, war ihm noch unterstellt worden, er sei ein englischer Spion (vgl. JT, 410) – ein grotesk anmutender Verdacht, der aber später seine Bestätigung erhalten wird.

Wie Cresspahl sich zu dieser Einstufung verhält, wird im folgenden dargelegt. Dabei kommt es zu einer Verschränkung der Perspektive Cresspahls mit der der Jerichower. Zunächst betrachtet er diese Einschätzung als positiv, weil sie ihn davor bewahrt, in zu große Nähe zum Papenbrock-Clan gebracht zu werden. Cresspahl kennt das Urteil der Stadt über seine angeheiratete Verwandtschaft und bezieht es in seine Überlegungen mit ein, wenn er über sein Ansehen in der Stadt nachdenkt. Man könnte die Verschränkung der Perspektiven so deuten, daß der Erzähler die Gedanken Cresspahls referiert, der jedoch die Meinung der Jerichower in seine Erwägungen eingebaut hat.

Nachdem das Thema Papenbrock abgehandelt ist, läßt der Erzähler die Jerichower noch einmal ihr Urteil über Cresspahl sprechen: »Bißchen still der Mann. Mitten im Gespräch stellt der seine Augen auf Fernsicht und ist nicht mehr da. Ein Engländer.« (JT, 532)

Doch jetzt ergreift der Erzähler das Wort und weist die Jerichower, die den durchaus »mecklenburgischen« Hang zur Eigenbrödelei als fremde Eigenschaft von sich abweisen, energisch zurecht (»Daran traf zu«, »Daran stimmte« usw.). Nun berichtet er nicht mehr aus der Sichtweise Cresspahls oder der Einheimischen, sondern setzt der Jerichower *communis opinio* seine eigene Tatsachenkenntnis entgegen: Cresspahls Malchower Herkunft wird betont; dabei wird er erneut in Relation gesetzt zu seinem engeren Landsmann Kliefoth, dem man in der Stadt den Spitznamen »Klattenpüker« nicht verweigert; Cresspahls bessere Kenntnisse der englischen Verhältnisse werden aus seiner gründlichen Zeitungslektüre erklärt, und vor allem wird deutlich, daß er (wahrscheinlich im Gegensatz zu den Jerichowern) die englische Appeasement-Politik gegenüber der NS-Regierung schroff ablehnt. Dennoch macht er keine Anstalten, außer Landes zu gehen, während er die Semigs zur Emigration drängt.

Nachdem der Erzähler so Cresspahls Haltung klargestellt hat, läßt er ihn bzw. die Jerichower noch einmal in direkter Rede zu Wort kommen. In Gedanken hört Cresspahl, was er statt der Anrede »Du Engländer« sich zu hören gewünscht hätte: »Na, du Klattenpüker?« (JT, 533)

V. Klattenpüker Cresspahl (JT, 710,7-713,2)

Der Charakter dieses Rundgesprächs ist nicht sehr deutlich ausgeprägt. Es findet sich eingebettet in Gesines Lektüre des »Lübecker General-Anzeigers«; sie will wissen, welche Filme Ende Oktober 1938 in Lübeck gezeigt wurden (so daß Lisbeth sie vielleicht noch hätte sehen können), und registriert die politischen Neuigkeiten von damals; den Abschluß bildet ein Passus über den Tod von Ernst Barlach.

Es ist Spätzeit: Das Jahr geht zu Ende, Lisbeths Lebenszeit gleichfalls. Von abendlichen Spaziergängen der Cresspahls ist die Rede, von Gesprächen mit Nachbarn oder Bekannten, auf die man in der Dämmerung zufällig trifft.

Wo das Rundgespräch im eigentlichen Sinn beginnt, ist schwer auszumachen; möglicherweise setzt die Sichtweise der Jerichower schon bei JT, 711,1 ein; zumindest deutet die Bezeichnung »uns' Lisbeth« darauf hin, daß der Erzähler sich ihrer Perspektive bedient. Einer von ihnen, der alte Creutz, beobachtet sie beim abendlichen Nachhausekommen und führt ein nachbarschaftliches Gespräch mit ihnen am Gartenzaun.

Dann schaltet sich wieder der Erzähler (oder die zeitunglesende Gesine) direkt ein und berichtet, daß Juden seit August bestimmte Berufe, darunter den des Arztes, nicht mehr ausüben durften. Den Jerichowern wird der Kommentar in den Mund gelegt, daß dies Arthur Semig erspart geblieben sei.

Dann erhalten sie vom Erzähler Raum, um ihre angebliche Sympathie für Semig darzulegen. Sie beweisen sie mit nächtlichen Aktionen gegen Warning, dem sie die Schuld dafür zusprechen, daß Semig inhaftiert wurde und dann Deutschland verließ (weder die Reichsregierung noch der Denunziant Robert Papenbrock geraten dabei ins Blickfeld ihrer Überlegungen): Es geschehe Warning nur recht, wenn ihm das Werkzeug unter den Händen zerbreche und das Pumpenleder gestohlen werde. Offensichtlich ist wieder das schweigende Jerichow am Werk, ähnlich wie früher bei Cresspahl. Wiederum wird verständnisinnige Zustimmung beim Gesprächspartner vorausgesetzt, wenn man eingesteht, daß man sogar Warnings Hund »ausgeschaltet« habe. Warning ist nun zur persona non grata in Jerichow geworden; er wird seinen schlechten Ruf nie wieder verlieren und sich schließlich das Leben nehmen.

Der Erzähler bedient sich offensichtlich der Perspektive einer Gruppe von Jerichowern, die in der Abenddämmerung beisammenstehen und ihre Meinungen austauschen. Als unvermutet Cresspahl auftaucht – man

erkennt ihn erst spät – zeigt es sich, daß er für die Runde keinesfalls als Fremder gilt; mit ihm hätte man vergnügt weiterreden mögen über die Kinder, die der Bau des Flughafens Jerichow beschert hat. Vor ihm braucht man sich auch nicht bei Witzen zu fürchten, die den politischen Bereich tangieren:

[...] – dor kümmt ein. Ach, das is bloß Cresspahl. Klattenpüker Cresspahl. Nimmt seine Frau mit, wenn er ein Bier trinken geht. Nächstens kommt dann die eigene Frau und will auch solche englischen Sitten. Nun kann man mit ihm gar nicht reden über uneheliche Kinder und dergleichen. Geht bei uns' Lisbeth nicht an. (JT, 712)

So wird Cresspahl im Spätherbst 1938 von den Jerichowern angesehen. Er hat erreicht, was er sich im Jahr zuvor gewünscht hatte: Man nennt ihn »Klattenpüker«. Als »englische« Marotte gilt nur noch, daß er mit der Frau zum Biertrinken geht. Er ist integriert in die örtliche Kommunikationsgemeinschaft. (Wobei die »welterfahrenen« Jerichower nicht ahnen, daß es in den englischen Pubs spezielle *Ladies' Rooms* gab, weil Frauen im Schankraum nicht zugelassen waren.)

Doch diese scheinbare Idylle wird überschattet von der Meldung über den Tod Barlachs, dessen Ringen mit oder um Gott viel Gemeinsamkeit mit Lisbeths Qualen aufweist.

Lisbeths Tod vernichtet Cresspahls versuchte Anpassung an Jerichow. Er zerreißt den Schleier des Stillschweigens zu allem Unrecht, das im Land geschieht. Pastor Brühshaver wird in seiner Totenrede für Lisbeth die Gründe nennen, die sie in den Tod getrieben haben: »Gleichgültigkeit. Duldung. Gewinnsucht. Verrat« (JT, 761). Cresspahl hatte Bescheid gewußt, worauf er sich einließ, als er ins faschistische Deutschland zurückkehrte. Trotzdem hatte er den Kompromiß versucht, das Arrangement mit den Jerichowern. Daß ihm in dieser Haltung nicht wohl war, verrät eine Bemerkung über sein »Aussehen« im September 1938: »Harsche, geknickte Falten zu beiden Mundwinkeln. Der Mundausdruck zeigte nicht Erwartung, nur noch Wachsamkeit, leicht angewidert. Dennoch ahnungslos.« (JT, 674)

Nachdem ihm Lisbeths Tod vor Augen geführt hat, daß sein bisheriges Konzept völlig gescheitert ist, sucht er keine Übereinkunft mehr mit der Kleinbürgerwelt von Jerichow. Der Erzähler sieht daher bis zum Einmarsch der Roten Armee keinen Grund, ihn wieder zum Gegenstand eines Rundgesprächs zu machen.

VI. Gesine wird »unkenntlich« (JT, 1036,35-1037,27)

Das eigentliche Rundgespräch ist eingebettet in einen Tageseintrag, in dem aus Gesines Sicht ein Arbeitstag beschrieben wird vom Erwachen bis zur abendlichen Heimkehr an den Riverside Drive. Thematisiert wird Gesines Gefühl der Entfremdung, das mit dem morgendlichen Zurechtmachen für die Arbeit beginnt und am Abend mit dem vergeblichen Versuch endet, im Blick aus dem Fenster ein Stück mecklenburgische Heimat zu »sehen«. Das Rundgespräch trägt diesem Rahmen Rechnung, es zeigt genauer noch als das in der Abteilung Foreign Sales, daß Gesines »Umgebung« sich kein Bild von ihr machen kann.

Diese Beziehungslosigkeit korrespondiert mit ihrem eigenen Zustand, der ihr beim Erwachen bewußt wird:

Eben noch war sie für sich. Der abendliche Himmel von gestern, mit breitem Pinsel zugewischt, war nachgeschlichen in die letzten Bilder vor dem Aufwachen; der Traum blieb im aufklarenden Bewußtsein hängen wie ein Schutz. Als sei sie nach langer Zeit zum ersten Mal wieder aufgestanden. War niemand; ein Feld aus Erinnerung, die fremde Gräser wachsen ließ, Gewitterhimmel über der Baltischen See, den Geruch von Gras nach dem Regen. Wenige Blicke auf den Hudson noch, und im Gegenlicht würde das Gefühl der Zeit rascher laufen, darin sie, Gesine, Mrs. Cresspahl, Angestellte, eine vierstellige Zifferngruppe unterm Telefonamt 753, nicht hier, Stadtmitte. Noch nicht. (JT, 1035)

Im Erwachen ist Gesine »für sich«. Die Formulierung kann Alleinsein bedeuten; sie kann aber auch heißen, daß sie nicht der Fremdbestimmung unterliegt. Die Verwandlung Gesines in die Angestellte Cresspahl vollzieht sich etappenweise. Schon unter dem prüfend-fürsorglichen Blick der Tochter muß sie sich »zusammensuchen« für die Arbeit. Wie Marie mit verborgenem Widerwillen ihre Rolle als Schulkind auf sich nehmen muß, so Gesine die ihre als Angestellte. »Die Rollen trennten uns« konstatiert sie. Sie ist »verkleidet für ein Büro, ausgerüstet für einen Tag außerhalb, unkenntlich geworden« (ebd.).

Auf dem Weg wahrt sie die auferlegte Distanz zum Zeitungsmann, freut sich über Blickbekanntschaft und denkt noch einmal an Flucht (JT, 1036). Dann wird sie hineingespült ins Foyer der Bank und führt im Fahrstuhl die obligatorischen Begrüßungsrituale aus. Der isoliert gestellte Satz: »Das ist eine andere« (ebd.) markiert den definitiven Übergang in ein fremdbestimmtes Dasein. Nicht von ungefähr steht das abgewandelte

Rimbaud-Zitat (»Je est un autre«)¹⁰ an dieser Stelle. Der Gegenpol zum morgendlichen Für-sich-Sein ist erreicht.

Was nun folgt, stellt – vielleicht als gedankliche Projektion der im Fahrstuhl mit anderen zusammengepferchten Gesine – einen Wiederhall des Rundgesprächs vom 10. Oktober in der Abteilung Foreign Sales dar:

Das ist unsere Deutsche, das ist unsere Dänin. Sie ist nicht verheiratet, sie ist zu haben; sie ist verheiratet, sie ist verwitwet. Verlobt; wurde bei Wes an der Dritten Avenue gesehen mit einem Typ aus Kansas. Nein, Nebraska. (JT, 1036)

Es sind keine Gespräche, nicht einmal small-talk-Fetzen wie im Eintrag vom 10. Oktober. Die Spiegelstriche fehlen, die dort jedem Gesprächsbeitrag einen selbständigen Charakter verliehen. Statt dessen werden hier Aussagen zusammengeschnitten zu einem unstrukturierten Text, der beliebig aufhören oder weitergehen könnte. Eine Diskussion findet nicht statt. Es bemüht sich niemand, Gesine so genau ins Auge zu fassen, daß er sich ein »Bild« von ihr machen könnte. Deutlich wird, daß hier kein Kollektivsubjekt existiert, das in der Lage wäre, ein Bild von ihr zu entwerfen.

Es scheint jedoch bekannt zu sein, daß Gesine im sechzehnten Stock, im »Turm der dickbepackten Kater« (JT, 1037),¹¹ arbeitet und daß sie in irgendeiner Relation zum Vizepräsidenten steht. »Ein Spaß des Vizepräsidenten« (ebd.), das klingt nach einer von de Rosnys »Flüchtigkeiten«.

Gesine macht dem Rätselraten, das vielleicht nur in ihrer Phantasie existiert, vielleicht aber in ähnlicher Weise hinter ihrem Rücken abläuft, ein Ende, indem sie selbst das »Fazit« zieht: »Unbekannt. Niemand, getarnt. Nicht kenntlich« (ebd.).

Im sechzehnten Stock fühlt sie sich deplaziert. Sie sitzt dort, wo sie als Frau nicht sitzen sollte, und allein diese Tatsache rückt sie in ein zweifelhaftes Licht, was, wie sie vermutet, in de Rosnys Absicht lag. Keiner soll sie kennen, keiner soll wissen, was sie dort oben treibt. Und wenn sie eines Tages verschwunden sein sollte, wird man sie in der »Zweigstelle Milwaukee« (ebd.) vermuten.

Auffällig ist in dieser Passage die Wiederholung des Wortes »Niemand«. »War niemand«, heißt es am Anfang, als von ihrem morgendlichen Erwachen die Rede ist. Sie fühlt sich selbst als »Feld aus Erinne-

10 Rimbaud, Arthur: Brief an Georges Izambard, 13. Mai 1871, in: Französische Poetiken, hg. von F. R. Hausmann u.a., Stuttgart 1978, S. 191.

11 Die Kommentierung dieser Stelle wird lauten: Amerikanischer Slang wörtlich übersetzt: well padded – wohlhabend, betucht; topcat – ein erfolgreicher Manager, wörtlich: »Oberkatze«.

nung« (JT, 1035). Gegenwart und Zukunft scheinen keine Rolle zu spielen. Vielleicht bedeutet diese »negative« Existenz die einzige Form des »Für-Sich-Seins«, die ihr noch zu Verfügung steht.

Daß es früher anders war, macht eine jäh aufblitzende Erinnerung deutlich, die ihr einen Tag vor siebzehn Jahren an der Ostsee vorspiegelt. »Da war sie einmal, hielt einen Sextanten gegen die Sonne. Das war sie einmal« (JT, 1037), kommentiert sie. Damals war sie keine »andere«; sie war »für sich«, und was sie tat, war selbstbestimmt. Sie spielte keine Rolle, sondern ging auf in dem, was sie tat.

Wie weit die Entfremdung bereits von ihr Besitz ergriffen hat, macht ihr Gespräch mit dem Genossen Schriftsteller deutlich: Ihre Sprache gehört ihr nicht mehr. Sie hat sie erfolgreich an die Bank verkauft, konstatiert er, nachdem sie ein Memorandum an de Rosny verfaßt hat: »Dein Amerikanisch war so sehr business wie es ging, Gesine« (JT, 1039). Sie spielt ihre Rolle offensichtlich sehr überzeugend, obwohl sie, wie der Genosse Schriftsteller bescheinigt, »müde und nicht bei sich« ist.

In der Arbeit ist sie, ganz nach Marxens Diktum, außer sich.¹² »Zu sich« zurück (»zu uns, wo wir wohnen«, ebd.) kommt sie erst wieder, wenn sie ihre Arbeit vollendet hat. Doch wieder täuscht ihr nur die Aussicht aus dem Fenster einen Ort vor, an dem sie wirklich bei sich wäre.

VII. Cresspahl, der Russenknecht (JT, 1040,13-1048,5)

Die sowjetische Besatzung lag eben erst eine Woche in Jerichow, und am zweiten Montag im Juli nach dem Krieg war für die eingesessenen Bürger einer schon erwiesen als verantwortlich dafür: Cresspahl, mein Vater. »Schuld an den Russen« hieß das Urteil über ihn, und betraf nicht nur die Klagen über die Fremden. So erholsam ließ es sich aussprechen, als seien sie ohne Cresspahl gar nicht erst gekommen. (JT, 1040)

Erst der Einzug der Sowjets in Jerichow rückt Cresspahl wieder ins Rampenlicht des allgemeinen Interesses. Und wieder verändert sich sein

12 »Worin besteht nun die Entäußerung der Arbeit? Erstens, daß die *Arbeit dem Arbeiter äußerlich* ist, d.h. nicht zu seinem Wesen gehört, daß er sich daher in seiner Arbeit nicht bejaht, sondern verneint, nicht wohl, sondern unglücklich fühlt [...]. Der Arbeiter fühlt sich daher erst *außer der Arbeit bei sich* und *in der Arbeit außer sich*. Zu Hause ist er, wenn er nicht arbeitet, und wenn er arbeitet, ist er nicht zu Hause.« Zitiert nach Fetscher, Iring (Hg.): Der Marxismus. Seine Geschichte in Dokumenten, München 1968, S. 87.

Bild in der Öffentlichkeit: Seine Ernennung zum Bürgermeister durch die Engländer war stillschweigend akzeptiert worden (schließlich war er ja ein »Engländer«); nun aber avanciert er zum allgemeinen Sündenbock.

Die »geschlossene Gesellschaft Jerichow« fällt ihre Urteile über bestimmte Personen und weist ihnen ihre Positionen in oder außerhalb der Gemeinschaft zu; Cresspahl, nach dem Tod seiner Frau jahrelang kaum beachtete Randfigur, ein Alter, den man für vertrottelt hielt, erfüllt nun eine Funktion, für die in der kleinen Stadt mit einem Mal Bedarf entstanden ist: Da die Jerichower von eigener Schuld (oder Mitschuld) am Krieg nichts wissen wollen und daher die Unbill, die der verlorene Krieg sie auf sich zu nehmen zwingt, als ungerecht empfinden, bekommt Cresspahl, der »verlängerte Arm« der Russen, alle Schuld für das, was jetzt geschieht, zugesprochen.

Schon zuvor hatten die Jerichower, wie beiläufig zu erfahren war, den Abzug der Engländer als gegen sie gerichtete Infamie eingestuft: »Die mecklenburgische Seele hatte sich bei den Briten schon ein Recht auf Fürsorge eingerichtet« (JT, 499).

Gegenüber den vorangegangenen Passagen ist der Ton des Erzählers schärfer geworden, seine Ironie beißend. Es sind nun nicht mehr die Jerichower selbst, die sich durch unbedachtes Reden decouvrieren; der Erzähler wahrt ihnen gegenüber strikte Distanz und verzichtet fast ganz auf die niederdeutsche Umgangssprache, die bisher immer wieder in seine Wiedergabe ihrer Äußerungen eingeflossen war. Jetzt beschränkt sich seine Diktion auf ein geschliffenes Hochdeutsch, in dem er ihre Gedanken zuspitzt und auf den Punkt bringt. Er gibt sie der Lächerlichkeit preis, indem er ihre abstruse Logik seiner distanzierend-ironischen Begrifflichkeit unterwirft. Dieses Verfahren wendet er nur in dieser Passage an sowie in der letzten dieser Art, die den Zeitraum kurz vor Cresspahls Verhaftung zum Thema hat.

Doch trotz der Distanz des Erzählers gerät sein Bericht nicht zur Diegese, sondern bleibt detailreich. Genettes Formel¹³ scheint hier ihre Gültigkeit verloren zu haben.

Selbst wo der Erzähler sich scheinbar auf die Wortwahl der Jerichower einläßt, etwa im Bericht über die Verhaftung und Einkerkерung der Käthe Klusch, zeigt sich die Distanz, die er nun einhält, in den Anführungszeichen, mit denen er ihre Vorwürfe versieht (»seelische Marter«, »Ge-

13 Vgl. Anm 7.

hirnwäsche« usw.). Erst am Schluß dieses Abschnitts gibt er Käthe Klupsch ganz direkt Gelegenheit, sich selbst lächerlich zu machen: »Denn sie waren am Ende doch gekommen, nicht? Dafür sei man nun als unbescholtene Frau ein politischer Häftling gewesen, nicht?« (JT, 1041).

Nicht nur über die Jerichower geht der Erzähler hinweg; auch auf Cresspahl selbst fällt nur einmal ein Licht: Als Mine Köpcke, im Glauben, eine patriotische Tat zu begehen, ihre betrügerische Rechnung abgibt, blickt er sie ein einziges Mal an: »so schräg und verwundert unter den Brauen hervor.« (JT, 1043) Cresspahl ist zwischen die Mühlsteine geraten: den sowjetischen Stadtspoten Pontij einerseits und die unbußfertigen Jerichower andererseits. In dieser Passage wird eine bittere Bilanz über das Kleinbürgertum gezogen, dem das eigene Eigentum heilig und das daher keinesfalls bereit ist, mit den Flüchtlingen zu teilen, das aber bedenkenlos gegen den Begriff der Ehrlichkeit verstößt, wenn es dem eigenen Vorteil dient.

Nun ist Cresspahl wieder der outcast; die Umzäunungen rund um sein Haus werden noch höher, als sie bisher schon waren:

Und Cresspahl hatte sich versichert gegen Plünderer und unerwünschten Besuch, zu ihm kam man nur über den Ziegeleiweg, der aber neuerdings ein Straßenschild aufwies, das allererste in seiner Geschichte, nämlich ein zum Pfeil gespitztes Schild mit der Aufschrift КОМАНДАТЪПА. Wer mochte unnütz in solche Richtung gehen? Nicht einmal für eine deutsche Übersetzung hatte Cresspahl gesorgt. Es sah geradezu aus wie eine Aufforderung, die russische Sprache zu lernen, und es war Cresspahl zuzutrauen. (JT, 1045)

Wenn es auch eindeutig der Erzähler ist, dessen ironisch abgehobene Diktion die Sprache färbt, so bleibt doch der Blickwinkel der Jerichower gewahrt; ihre unausgesprochenen Hintergedanken, die wieder einmal auf heimliche Gewalttaten zielen, werden artikuliert.

VIII. Cresspahls letzter Aufstieg und Fall (JT, 1204,12-1208,17)

Noch stärker diskreditieren sich die Jerichower, wenn sie im Oktober des Jahres 1945 Cresspahl wieder zu Ehren kommen lassen. Die Begründung erlaubt einen tiefen Blick in die Abgründe ihrer kleinbürgerlichen Mentalität:

Es galt als ein Verdienst des Bürgermeisters, daß er die meisten Flüchtlinge aus der Stadt geekelt habe. Wer den Bürgern die lästige Pflicht der Gastfreundschaft vom Nacken nahm, konnte nicht ganz schlecht sein. (JT, 1204)

Die Erzählweise entspricht der der vorigen Passage: Der Erzähler behält zwar nach wie vor die Sichtweise der Jerichower bei, wählt aber für die von ihm diagnostizierten Sachverhalte seine eigene Terminologie. Der Ausdruck »die lästige Pflicht der Gastfreundschaft« entspricht wohl kaum dem Sprachgebrauch der Jerichower, sondern verweist in seiner präzisen Paradoxie auf den Erzähler, der die seltsamen Gewissensverrenkungen der Jerichower auf den Begriff zu bringen versucht.

Gemäß ihrem offiziellen christlichen Selbstverständnis wären sie zur Nächstenliebe gegenüber denen, die der verlorene Krieg härter getroffen hatte, verpflichtet gewesen. Indem Cresspahl – wie sie behaupten – die Flüchtlinge aus der Stadt fortgelt, enthebt er sie dem Zwang zum Verstoß gegen diese Pflicht und erlaubt ihnen, ihre Heuchelei weiterzutreiben. Die Freude darüber läßt sie sogar ihr hartes Urteil aus der vorigen Passage revidieren. Damals hatten sie, als er seinem Schwiegervater Flüchtlinge ins Haus setzte, angedroht, diese Schuld werde er nicht abtragen können, und wenn er neunzig Jahre alt werde (vgl. JT, 1047). Jetzt rechnen sie ihm in seltsamer Verkennung der Verhältnisse als Verdienst an, was er unter dem Zwang Pontijs verfügt. Ihre Realitätsblindheit, die ihn zuvor zum universellen Sündenbock werden ließ, wirkt sich nun zu seiner Entlastung aus; Pontijs Rolle wird von ihnen nicht zur Kenntnis genommen: Vielleicht duldet es ihr Selbstverständnis nicht, daß ein Russe jetzt den Oberbefehl in Jerichow innehat.

Der tatsächliche »Erretter« dieses schäbigen Kleinbürgertums ist jedoch kein anderer als der sowjetische Ortskommandant, der mit despotischer Willkür die Flüchtlinge aus der Stadt vertreibt. Minutiös werden die bürokratischen Schikanen beschrieben, mit denen er mitten in der Erntezeit die Einwohner tagelang mehrfachen Volkszählungsaktionen unterwirft.

Cresspahl steht dieser blinden Unvernunft zunächst hilflos gegenüber. Dann aber gelingt es ihm, die Initiative an sich zu ziehen und Pontij zu sinnvollen Anordnungen zu bewegen. Mit abenteuerlichen Tricks schafft er es, die Versorgung der kleinen Stadt zu sichern.

Wiederum berichtet der Erzähler sehr distanziert von Cresspahls Wirken. Was in Cresspahl vorgeht, kommt nicht zur Sprache. Vielleicht, aber das wird nicht einmal angedeutet, war Cresspahls Tätigkeit nicht einmal fremdbestimmt, wenn er in waghalsigen Transaktionen ein Stromaggregat für das Krankenhaus besorgte. Vielleicht handelte er »für sich«, wenn er Pontij vorschlug, daß die Frauen und Mädchen der Stadt auf Geschlechtskrankheiten untersucht werden sollten. Vielleicht war er es

auch noch, als er aus dem Befund die Konsequenzen hinsichtlich der Roten Armee zog, aber damit überschritt er offensichtlich die Grenze, die ihm gezogen war.¹⁴ Am Ende der Passage wird lapidar von seiner Amtsenthebung und Verhaftung berichtet.

Schlußbemerkung

Johnson zeigt seine Personen als ›soziale‹, d.h. gesellschaftsbezogene Wesen. Es sind unterschiedliche Gesellschaften, die er vorführt: die vorindustrielle Kleinbürgerwelt Mecklenburgs in den dreißiger bis fünfziger Jahren und die ausdifferenzierte Dienstleistungsgesellschaft im New York der sechziger. Zwei Beispiele versuchten Heimischwerdens werden vorgeführt, beide scheitern. Dabei erweist sich als das eigentliche Problem nicht die oberflächliche soziale Integration, sondern die dahinter verborgene psychische. Die Frage ist, ob die Gesellschaft sich ein Bild des Neuankömmlings schafft, mit dem dieser leben kann. Es muß kein ›richtiges‹ oder ›vollständiges‹ Bild des Individuums sein, sondern eines, das dessen Bedürfnis nach ›Erkanntwerden‹ genügt.

Von der Relevanz eines solchen Fremdbildes zeugt die Vereinsamung des Avenarius Kollmorgen. Niemals gelingt es ihm, bei seiner Umgebung ein Bild hervorzurufen, das seinem Selbstbild gerecht wird (vgl. JT, 305–310). Angesichts der äußerst widersprüchlichen Bedürfnisse Kollmorgens ist ein adäquates Verstandenwerden allerdings unmöglich (›Er wußte Bescheid mit Bildern, immer irgendwo decken sie sich nicht mit den Personen, er erfuhr das an seinem eigenen Leibe‹; JT, 310). Cresspahl, einfacher strukturiert, glaubt in der Welt von Jerichow zurechtzukommen; er möchte von den Bekannten und Nachbarn als einer von ihnen akzeptiert werden. Doch als er sein Ziel erreicht hat, wird evident, was er bisher gewußt, aber verdrängt hatte: Die Gesellschaft, in die er Einlaß gefunden hat, ist im Kern asozial – eine Erfahrung, die sich dann nach dem Krieg im Umgang der Einheimischen mit den Flüchtlingen bestätigen wird.

14 Diese Vermutungen zeichnen nach, welche Deutungsoptionen der Text bietet. (Er-)kennt man die Vorlagen, die Johnson für diese Episoden benutzt hat, beeinflusst der so nachweisbare dokumentarische Charakter der Passage die Interpretation. Vgl. dazu Müller, Irmgard: Der Tischler als Oberbürgermeister. Über eine Vorlage für Heinrich Cresspahls Amtszeit als Bürgermeister von Anfang Juli 1945 bis zum 22. Oktober 1945, in: Johnson-Jahrbuch Bd. 4, Göttingen 1997, S. 158–176.

Johnson hat die Welt von Jerichow als Kommunikationsgemeinschaft gestaltet. Es ist eine relativ geschlossene Welt. Aber offensichtlich scheint es einer solchen zu bedürfen, damit das Individuum ein hinreichend deutliches Bild in dieser Gesellschaft erzeugen kann. Gesine gelingt dies nicht, weil ihre Gesellschaft wenig Homogenität aufweist. Niemand »kennt« Gesine so, wie sie gekannt werden möchte; sie wird »unkennlich«.

Fragt man nach der Technik, mit der Johnson dem Kollektivsubjekt Jerichow Stimme verleiht, so stößt man zunächst auf die ordnende Funktion des Erzählers, der die notwendige Auswahl aus dem Erzählbaren trifft und additive oder kontrastive Momente zu einem Gespräch arrangiert. Das zweite Moment ist die konsequent beibehaltene Perspektive der Einheimischen (oder in einem Fall die Cresspahls). Die Distanz des Erzählers gegenüber dem Gegenstand wechselt: Stark diegetisch geprägte Partien finden sich meist am Anfang der Passagen, während am Schluß meist eine »szenisch« ausgestaltete Partie steht, die das Jetzt und Hier markiert. Doch auch zwischen den einzelnen Passagen variiert die Distanz; am auffälligsten zeigt sich dies in den beiden letzten Beispielen, in denen der Erzähler auch auf die Sprache der Jerichower, die dem Text bisher den Anschein von Authentizität verliehen hatte, verzichtet und sich statt dessen darauf beschränkt, die halbsbrecherische Logik ihrer Gedankengänge wiederzugeben.

Mit dem Rundgespräch hat Johnson eine Verfahrensweise konzipiert, die geeignet erscheint, Kollektivmeinungen erzählerisch darzustellen. Der einzelne Redebeitrag ist nicht mehr Ausdruck eines individuellen Sprechers, sondern hat seine Relevanz nur darin, daß er diese Gruppenmeinung konstituieren hilft. Daß sie an fortwährende Kommunikation gebunden ist, macht das Gegenbeispiel New York deutlich: Wo das Netz der sozialen Beziehungen zu weitmaschig geworden ist, als daß es kommunikativen Austausch ermöglichte, kommt auch kein Gruppengespräch mehr zustande.

Dr. Ingeborg Gerlach, Voßkuhle 8, 38126 Braunschweig